

Die Störtebecker

Beilage zum Verdener Anzeigenblatt

Nr. 6

März

1926

Verdener Passionsspiele

Im Mittelalter wurde es Brauch, an den hohen kirchlichen Festen den sonst üblichen Verlauf des Gottesdienstes dadurch zu beleben, daß zwei geistliche Chöre einen Wechselgesang vortrugen, in dem sie einander fragten und antworteten. Der Inhalt dieser lateinischen Gesänge nahm Bezug auf das betreffende Fest, also etwa auf die Geburt oder die Auferstehung Jesu. Da nun aber die Masse der Kirchenbesucher den Sinn der Worte naturgemäß nicht verstehen konnte, gingen die geistlichen Sänger dazu über, durch Mimik und Geste das Gesungene verständlich zu machen. Mit der Zeit traten sie auch in Kostümen auf, und so entstanden Darbietungen, die an das heutige Drama erinnern, und hier liegen ja auch tatsächlich die Anfänge des deutschen Theaters.

Da das Theatralische in diesen „Mysterien“, wie man sie nennt, immer mehr überhand nahm, das Gottesdienstliche aber in demselben Maße zurücktrat, so kam es von selbst, daß man den Schauplatz der Handlung schließlich aus der Kirche heraus auf einen Platz, gewöhnlich den Marktplatz, verlegte. Die Personen der Bibel wurden nun nicht mehr von Geistlichen, sondern von Bürgern dargestellt.

Besonders beliebt wurden die in die Fastenzeit fallenden Passionsspiele, die sich bis in die Gegenwart hinein vereinzelt erhalten haben (Oberammergauer Passionsspiele). Die einzelnen Vertikaleiten wie das Haus des Hohenpriesters, das Richthaus, Golgatha, die Hölle, der Himmel usw. wurden — teilweise durch Dekorationen — kenntlich gemacht, und dann spielte sich vor den Augen der zahlreich versammelten Menge, die auch alle Fenster der umliegenden Häuser dicht besetzt hielt, die Handlung ab.

Ein derartiges Passionspiel wurde im Jahre 1487 während der Regierungszeit des Bischofs Bartold von Landesbergen (1470—1502) auch im Süderende von Verden aufgeführt. Eine alte Chronik berichtet darüber folgendes:

„Dero Zeit ist angerichtet worden, daß man in der Marter-Wochen hat die Passion gespielet, einen an das Creuz gehendet, der war schier todt geblieben. Die Capelle auf dem Thum-Kirchhofe (Domkirchhof) war die Hölle gewesen. Ich habe von den Alten gehört, die daß Spiel gesehen, daß es ein wunderlich Spectacul ist gewesen und daß keiner, so in dem Spiel mit gewesen, eines rechten Todes gestorben, als: der Gott gewesen, in dem Stadt-Keller erstochen, der Pilatus vertrunken in der Weser und so naheinander umkommen.“

Störtebecker und die Störtebecker-Stiftung

Die Persönlichkeit Störtebeckers ist in Verden geschichtlich nicht nachweisbar; ebensowenig die des Gödeke Michael oder Michellen, doch scheint dieser der Scharnhorster Gutsherrnfamilie angehört zu haben. Die nachstehenden Ausführungen können also keinen Anspruch auf geschichtliche Wahrheit machen, sind vielmehr ins Reich der Sage zu verweisen, was aber nicht hindert, daß sie hier veröffentlicht werden. — Ueber den Ursprung der Väter-Spende sagen die alten Urkunden und Akten des Stadt-Archivs nichts weiter als daß sie „von unseren lieben Vorfahren“ herrühre.

Bekannte Raubritter des 14. Jahrhunderts waren in unserer Gegend der Sage nach Nicolaus Störtebecker und Gödeke

Michael. Störtebecker war ein Edelmann aus Pommern, Michael soll in Dauessen bei Verden geboren sein. Beide erwarben sich unter Bischof Conrad III., der aus Soltau stammte und 1407 starb, Wohnsitz im Stift Verden, nämlich Störtebecker in Halsmühlen, 2 Kilometer nördlich der Stadt Verden, und Michael in Walle, 6 Kilometer von Verden an der Bremer bezw. Hamburger Landstraße. Von den beiden Plätzen aus hatten sie Gelegenheit, die Schifffahrt auf Aller und Weser zu beobachten. Denn unsere Raubritter hatten ihr Arbeitsgebiet besonders auf dem Wasser bis auf die Nordsee, während z. B. der Ritter von Zahrenhusen in der Rotenburger Gegend sein Gewerbe auf dem Lande betrieb. Hatten diese Vitalienbrüder schon großen Reichtum von Haus aus, so dienten ihnen unsere Ortschaften zum sicheren Winteraufenthalt und zu noch größerer Bereicherung. Denn die Nähe Verdens zur Hanse- und Handelsstadt Bremen an der Hauptverkehrsstraße in damaliger Zeit (35 Kilometer) und die hohe Lage der von ihnen ausgesuchten Wohnorte waren zur Beobachtung des Wasserverkehrs und Bekämpfung und Ueberrumpelung der arglosen Schiffer recht günstig. Störtebecker hatte in Halsmühlen auch die Grenzburg (Schne[ide]burg) inne, welche an die Aller grenzte. Gräben und Dämme sind noch heute davon sichtbar. Bischof Eberhard vermutete, daß die in einer Grube neben der Allermündung zu seiner Zeit (Mitte des 16. Jahrhunderts) bei dem Dorfe Eißel aufgefundenen 12 Menschenköpfe (Skelette) von Bootsknechten und Räubern herkommen, die Störtebecker habe hinrichten lassen. Es könnten allerdings auch die Skelette von angegriffenen, beraubten Schiffen sein, die man von Zeit zu Zeit bekämpfte.

Der Aufenthalt der beiden Ritter hat hier lange gedauert, so daß unter den Einwohnern bei den einträglichen Geschäften — Sittenlosigkeit war damals an der Tagesordnung in allen Volksschichten — die Neigung aufkam, auch „auf See“ zu gehen, Dienste bei den „Heringsfängern“ zu nehmen und später auch noch, in friedlichen Zeiten, als Matrose zu gehen. Die Seeräuber der Raubritter haben ziemlich Bedeutung gehabt; denn auf Spaniens Küsten haben unsere (und auch andere) Freiweiber sogar Reliquien des heiligen Märtyrers Vinzenz geraubt, die sie auf ihren Schiffen heilig bewahrten und den sie als ihren Schutzpatron anbeteten.

Natürlich kamen zwischen den Vitalienbrüder verschiedenen Gegenden auch Uneinigigkeiten vor. 1402 kam Störtebecker neben der Insel Helgoland mit den Hamburgern in ein Gefecht. Diese nahmen ihn mit seinen 70 Mann gefangen, nachdem er bereits 40 Mann im Streit verloren hatte. Auch Michael traf dasselbe Los, als er mit 80 Mann seinen Freund Störtebecker rächen wollte. Als „gemeine Seeräuber“ wurden sie auf dem Grasbrooke vor Hamburg sämtlich enthauptet. Nunmehr erst war die Sicherheit des Verkehrs auf Aller und Weser und auch an der Nordseeküste hergestellt.

Nicolaus Störtebecker und sein Freund Gödeke Michael hatten im Dom zu Verden, wie die Sage erzählt, jeder 7 Fenster zur Abbüßung der 7 Todsünden geschenkt. In einem der Fenster hatte sich 500 Jahre das Wappen Störtebeckers erhalten. Es bestand aus zwei umgestürzten Bechern. (Nach anderer Ansicht ist dies das Wappen derer von Kettelhodt (Bischof um 1330). Es soll in demselben Fenster auch noch das Wappen der verjüngerten Familie Honstedt enthalten gewesen sein. Ein Bischof des Namens Honstedt war der Vorgänger des Bischofs aus der Familie Kettelhodt.)

Der Sage nach ist auch die sogenannte Väter-Spende, d. i. die jährliche Spende von Brot aus 12 Braunschweigischen Him-

ten Roggen und einer Tonne Heringe am Tage nach Lätare an die Geistlichkeit, Armen, Angestellten der Stadt von Störtebeker gestiftet worden. Natürlich fielen auch andere Vorteile auf Stift und Stadt Verden, so daß jene beiden „Seeräuber“ als „hochangesehene Männer“ galten. Altmäßig ist jedoch über ihre „Wohltaten“ nichts festgestellt.

Von Störtebeckers Nachkommen ist nichts bekannt geworden. Von Michael stammten wahrscheinlich jene Michelsens ab, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vorkamen. Von ihnen und der Familie Hurterer kaufte 1434 die Stadt das 5 Kilometer östlich von ihr gelegene Dorf Scharnhorst für 330 Lübische Mark, heute ist dies längst wieder unabhängig und selbständig.

Fritz Vogeler.

Familienforschung

Von Harry Dreyer, Bochum.

Etwa mit dem Beginn dieses Jahrhunderts brach sich die Erkenntnis Bahn, daß es nicht nur ein Vorrecht des Adels sein könne, gestützt auf den Ursprung, dem Zusammenhange seiner Familie nachzugehen.

Einzelne beherzte Forscher ließen es sich nicht verdrießen, trotz der Vorwürfe, als Sonderlinge zu gelten oder ausgelacht und verhöhnt zu werden, die Geschichte bürgerlicher Geschlechter zu erkunden, auch wenn es sich nicht um ganz besondere Geistesheroen handelte. Sie stöberten in alten Familienpapieren nach, in verstaubten Briefen, in zerknitterten, brüchigen Urkunden, die im günstigsten Falle in alten Briefumschlägen aufbewahrt wurden und die in Kumpfkammern umherlagen. Sie studierten, sie ordneten und sammelten, was ihnen als Genealogen wert erschien. Wie gesagt, es waren einzelne Menschen, die sich dieser dankbaren Arbeit hingaben und ihre Zeit opferten. Aber ein solcher Forscher galt als eigentümlicher Kauz, man sagte ihm nach, er wolle womöglich seine Abstammung von einem mittelalterlichen Ritter — oder Grafengeschlecht feststellen, oder er wolle die Verwandtschaft mit einem Onkel in Amerika herausklammern, oder — und dann müsse er einem vielleicht genauer in die Karten gucken und ein verheimlichtes Vermögen ausbaldornern oder gar eine Erbschaft erschleichen?

Insbesondere die Bauern traten diesen Vorkämpfern in besonders mißtrauischer Weise entgegen, denn sie waren doch diejenigen, bei denen die Genealogen die größten Reichtümer finden konnten, bei ihnen hatte sich ganz unbewußt das Material für Familiengeschichte erhalten. Gerade sie pflegen nämlich in größtem Maße das, was die Forscher noch erringen wollen, nämlich Familiensinn und Familientradition.

Es gelang mit der Zeit doch, diesen Vorkämpfern der bürgerlichen Geschlechterkunde etwas mehr Geltung zu verschaffen, weil die Ergebnisse ihrer Forschungstätigkeit nicht mehr gänzlich uninteressant sein konnten, denn manche eigentümliche Charakterveranlagung hatten sie auf ihre Herkunft zu ergründen vermocht, manchen Zusammenhang ermittelt und den Auf- und Niedergang eines Geschlechtes beobachtet und erklärt.

Einzelne verwandte Familien schlossen sich enger zusammen, sie erfreuten sich nicht nur eines „Stammbaumes“, sondern gründeten einen Familienverband, deren lebende Mitgliederzahl wohl mitunter sogar in die Hunderte ging, hielten alle ein bis zwei Jahre ihren Familientag ab, schlossen dadurch das Band enger und fester, gaben von Zeit zu Zeit eine Familienzeitung heraus als weiteres Bindemittel, schufen Familienstiftungen für bedürftige oder begabte Verwandte und trugen auf diese Weise dazu bei, das Familienbewußtsein zu fördern zum Nutzen jedes einzelnen Mitgliedes und zur Kräftigung des ganzen Verbandes.

Es sind nur einzelne Familien, die den Familiensinn in dieser großzügigen Weise entwickelt haben. Wieviele sind es aber noch, die diesen Bestrebungen völlig fern stehen, denen jetzt erst der Gedanke näher gebracht wird?

Die Familie ist älter als der Staat. Die Kultur entwickelte sich bei den ältesten Völkern aus der Ahnenverehrung; unter dem Zeichen der natürlichen Gemeinschaft versammelten sich die Blutsengenossen; die Sippschaft bildete die Einheit der gesellschaftlichen Organisationen, Zugehörigkeit und Stellung in derselben gaben dem einzelnen erst Wert und Bedeutung.

Diese natürliche Gemeinschaft unter den Blutsengenossen hat im Laufe der letzten Jahrzehnte, besonders seit der Freizügigkeit, seit der Entwicklung der Großstädte gleichzeitig mit dem

Ersterben des Heimatannes überhaupt die gewaltigste Einbuße erlitten. Der junge Mensch wird schon früh genötigt sein, das Elternhaus zu verlassen, oft geht jegliche Fühlung mit demselben verloren, auch selbst unter Geschwistern, und es kann in einer modernen Großstadt öfter vorkommen, daß Angehörige einer und derselben Familie nur wenige Straßen voneinander getrennt leben und nichts mehr voneinander wissen. Das sind die Errungenschaften der Neuzeit!

Was soll uns und unseren Nachkommen denn aber die Wiederaufnahme dieser erloschenen Hausgemeinschaft im Sinne unserer Vorfäter für Nutzen bringen? — Wir sollen uns in unserem eigenen Blute selbst wiedererkennen, uns selbst finden, zusammenschließen und uns zu einer engeren Sippengenossenschaft und in nigeren Volksgemeinschaft vereinen. Das ist das endliche Ziel.

Auf welche Weise man den Grundstock und den Zusammenschluß der einzelnen Familien erlangt, wie man den Familiensinn veredelt, das will ich auf dem Wege über die Familiengeschichtsforschung darlegen.

Wenn jedoch jemand der Meinung sein sollte, die Familienforschung zu materiellem Nutzen auszuwerten, so kann ich ihm nur wenig Hoffnung machen. Es muß ja nicht immer aus unserer Tätigkeit ein solcher Nutzen herauspringen. Wir beschäftigen uns doch auch mit lieben Büchern und treuen Freunden. Wir müssen uns auch in dieser Hinsicht dazu befehlen, daß den ideellen Errungenschaften ein weit größerer Nutzen beizumessen ist. Gewiß ist es auch einmal vorgekommen, daß man mit Hilfe der Familienforschung Erbschaften eingeholt hat, aber das sind Einzelfälle, und die will ich hierbei garnicht in Betracht ziehen.

Es soll vielmehr hier die Aufgabe sein, daß wir mehr Umgang pflegen mit den Unfern, daß wir uns zunächst begeistern für alles Gute und Edle und uns abhalten lassen von allem Schlechten. Wir sind es unsern Vorektern schuldig, daß sie sich unserer nicht zu schämen brauchen, weil sie uns so gleichgültig sind, daß wir nicht einmal mehr ihre Namen im Gedächtnis haben. Wünschen wir nicht, daß unsere Kinder und Enkel auch einmal unserer gedenken? Wir leben doch in ihnen im wahrsten Sinne des Wortes weiter, sie sind unsere lieblichen Nachkommen. Es wäre schlecht um die Dankbarkeit bestellt, wenn sie unserer überhaupt nicht einmal gedenken wollten.

Und nun zur Familientradition. Unsere Kinder und Enkel sollen in unsere Fußstapfen treten und den Charakter der Familie nicht nur erhalten, sondern immer mehr verstärken. Es gibt zwar auch in den Charakterveranlagungen Auswüchse nach der schlechten Seite, aber das Edle, Gute, das in der eigenen Familie steckt, wollen wir noch mehr veredeln, zur höchsten Blüte entwickeln, und das soll der Zweck sinnvoller Familientradition sein.

Wenn ich durch diesen Aufsatz schon erreicht habe, daß wir erkennen, daß das Wesentliche der Familienforschung nicht darin besteht, den sogenannten „Stammbaum“ sich durch irgend einen Genealogen mit recht oft erschwindelten Angaben in schönster Eichenbaummanier malen zu lassen und daneben ein, jeglicher wissenschaftlicher Grundlage entbehrendes Familienwappen aus irgend einem heraldischen Institut zu besitzen, dann ist schon viel von meiner Aufgabe erfüllt.

Ich will zu dem idealen Werk anregen, die Familienforschung im reinsten Sinne zu betreiben, und ich hoffe, hierbei eine rege und begeisterte Anhängerschaft zu gewinnen.

Zum Schluß will ich noch ein anregendes Beispiel geben: Ich erzählte einmal einem Freunde von meinen Erfolgen auf dem Gebiete der Familienforschung. „Ja“, sagte er, „das ist für dich eine einfache Sache; aber bei mir geht das nicht. Die Kirchenbücher aus der Kirche, zu der mein Vater gehörte, sind verbrannt; mein Vater hat mir keine Aufzeichnungen hinterlassen und ich weiß tatsächlich nicht einmal etwas über meine Großeltern. Da komme ich also nicht weit.“ Das war sehr bedauerlich. — Ich fand nun zufällig bei meinen Forschungen in den Kirchbüchern in einer ganz anderen Gegend den Namen meines Freundes zu einer Zeit, die etwa 150 Jahre zurückliegt, ging diesem Namen weiter nach und entdeckte dabei unter den angegebenen Taufpaten, zu denen man früher oft die Verwandten heranzog, daß ein Taufpate mit dem gleichen Namen als wohnhaft in dem Orte angegeben war, aus dem der Vater meines Freundes stammte. Meine Forschungen erstreckten sich nun bei der nächsten Gelegenheit auf diesen Taufpaten weiter und ich konnte meinem Freunde nach einiger Zeit mit Nachrichten dienen, die ihm selbst wirklich überraschend waren.

Seitdem ist mein Freund unter die begeisterten Forscher gegangen, indem er meine Zufallsentdeckung bestens verwertete.

Kurrendesänger in Verden

Das Herumsingen der Chorschüler (Studenten) ist in der Stiftungsurkunde des Gymnasiums 1578 geregelt — und in eine gewisse Ordnung gebracht, „damit die Straßenläufer abgeschafft und den armen Schülern durch die unartigen mutwilligen Bettelbuben das Brot nicht für dem Maul abgechnitten werde“. Die Stiftungsurkunde drückt sich aber höflicher aus als die in Ausführungszeichen gesetzte Aftennotiz; es steht darin: nicht vor dem Mund abgechnitten werde. Der Rektor sollte anordnen, daß die armen Schüler, die das Almosen begehrten, ordentlich aufgezeichnet würden; das gesammelte Geld sollte in eine verschlossene Büchse gesteckt und vom Rektor treulich wöchentlich zweimal verteilt werden, Sonntags und Mittwochs.

Es bedurfte anscheinend von Zeit zu Zeit der Erinnerung, um eine Benachteiligung der armen Schüler zu vermeiden, wie folgendes Schreiben an Bürgermeister, Syndikus und Rat der Stadt Verden beweist:

Chrenfeste, Wohlweife, Hochgelahrte, Großgünstige Liebe Herren Patroni undt Freunde.

Was unsere discipuli in ihren schreiben an uns Praeceptores zum demutigsten gesucht undt gebeten, wirdt E. Wolw. Hochg. R. aus der Verlage großgünstig zu vernehmen haben.*) Dieweil wir denn erachten, das der chorus Symphoniacus eine feine Zierath der Kirchen undt Schulen sey undt gerne sehen möchten, das derselbe befördert undt erhalten würde, Als gelanget a. E. Chrenw. wolw. hochg. R. dienfliche Bitte, das wie biß anhero eine Zeit geschehen, Unseren discipulis möge Vergünnet sein, hinfürder wöchentlich auch etwas zu ihren nothwendigen Unterhaltung durch die music zu suchen. Seint mit Unsern willigen Diensten solches ieder Zeit verschulden erbötig u. geflischen.

Verden den 10. February No 1641.
E. Chrenw. wolh. hochgel. R.
dienflich geflissene
Rector undt Collegae
der Bischofflichen Stiftschule
zu Verden.

Der Brauch hielt sich sogar in Kriegs- und anderen Nothzeiten. Die Schüler sangen wöchentlich einmal vor den Häusern der Wohlhabenden, und auch geringere Leute erachteten es als Ehre, wenn der Chor an ihnen nicht vorbeiging. 1670 wollte der Rat das Singen nur noch 14tägig gestatten. Die Regierung stützte aber den herkömmlichen Brauch. Aus den städtischen Aften ist nicht ersichtlich, wann das Singen aufhörte.

Wer denkt da nicht an den größten Singschüler, an Luther? In Ostriesland soll heute noch zu seinen Ehren zu Martini von der Jugend gesungen werden:

Wir zünden unsere Lichter an
Dem Martinus zu Ehren,
Dem Lichtfreund und dem Glaubensmann,
Und niemand solls uns wehren.
Schönes helles,
Schönes helles Martinslicht;
Helle sollst du funkeln
Trotz dem argen Dunkeln.
Als Martin noch ein Knabe war,
Hat er gesungen manches Jahr
Vor fremder Leute Türen.
Er sang so schön, er sang so zart,
So ganz nach frommer Kinder Art
So konnts ein Herz wohl rühren.

C. M.

Sturm im Moor

Toller Gesell, ohne Ruh und Raß
Stürmst du über die tote Heide!
Lebst und zerrst in wirbelnder Hast
an ihrem weißen Winterkleide!
Zagende Wolken, grau in grau,
Regenfluten und Hagelschauer,
und dazwischen in wechselnder Dauer
Sonnenblinken und Himmelblau! —

Wie ich dich liebe, toller Gesell!
Träumend harre ich dir entgegen.
Kommst so rasch und schwindest so schnell
läßt die Hoffnung auf deinen Wegen.
Hoffnung und Leben, Hand in Hand —
Neues Leben, schäumend in Zügel —
Machtvoll auf den flatternden Flügeln
trägst du jungen Frühling ins Land! —

*) 2½, Folioseiten, lateinisch, nicht abgedruckt.

Gurgelnd quellen die Wasser im Moor,
stutend rauschen sie über die Dämme;
ledig der Fesseln, himmelempor
spritzen tanzend die Wogenkämme,
schwellend und schwemmend in tollem Vereint,
wiegend und drehend in zitternden Kreisen —
Seufzend fährt mit lauten und leisen
Klingenden Tönen die Windsbraut drein . . .

Pfeifend duckt und biegt sich das Rohr,
welt und zerzaust, in Zittern und Zagen —
Brausend neigt sich der Bergwald vor
drohend, titanenhaft hochgetragen —
Eilende Wolken, zerfezt und grau,
Regenfluten und Hagelschauer,
und dazwischen in wechselnder Dauer
Sonnenblinken und Himmelblau! —

Wie ich dich liebe! — Ich kanns nicht sagen —
Du bist die Kraft, die mein Herz durchzieht!
Meiner Sehnsucht nach Sonnentagen
singst du ein dröhnend Wiegenlied.
Knospendes Leben nach Winters Leid
weckst du erstarrend auf allen Wegen,
und ich schreite dir jauchzend entgegen:
Ich bin bereit . . .

Edwin Roenemann-Worpswede.



Blühender Post

Ein wenig von uns Menschen beachteter Strauch ist es, den der Volksmund mit Post, auch fälschlich mit Post bezeichnet. In den botanischen Werken ist er unter dem lateinischen Namen Myrica gale und Gagelstrauch zu finden. Gleich den schneeweißen wolligen Blüten der schlanken Weidengerte und den im Sonnenlicht goldig flimmernden Hasel- und Erlenblüten ist der Post einer der ersten Frühlingboten unter den heimischen Pflanzen.

Lange Jahre hindurch hat der Poststrauch ein Achenbrödelbajein geführt. Vom gewöhnlichen Menschen wurde er kaum beachtet. Auf unwegsamen Moorstellen und in entlegenen moorigen Heideflächen lebte er ein stilles bescheidenes Leben. Der Mensch mied sogar die Stellen, wo der Post wuchs, denn das kniehohe Gestrüpp, das so seltsam aromatisch duftete und das eine Nase mitten im Kulturboden für eine Lebensgemeinschaft der zu nichts nuzenden „Unkultur“ war, mutete dem Kulturmenschen befremdlich an. Nur hin und wieder besann man sich auf den Poststrauch, um ihn Kulturzwecken nutzbar zu machen. So sah man im Hochsommer Landleute mit großen Büscheln des Gagelstrauches abends heimkehren. Im Bauernhause wurden die Büschel überall dort, wo die Fliegenplage besonders schlimm war, ausgehängt. Insbesondere der Herd wurde damit bedacht. Zu hunderten und tausenden sammelten sich die Fliegen in der Dunkelheit in dem Gestrüch an. Doch keine Fliege ahnte, daß diese Schlummerstätte für die kurze Sommernachtstunde ihr Verderben werden sollte. Denn wenn es dunkelte, wurde behutsam ein Sack über den Busch gezogen, der dann in dem Sack tüchtig geschüttelt wurde, so daß die Fliegen schlastrunken und entsezt an die Sackwände stoben. Darauf wurde das Büschel vorsichtig aus dem Sack gezogen und der Sack gegen eine Wand geschlagen, und tausende der lästigen Insekten mußten ihr Leben lassen.

Dem Heidebauer ist der Post auch im Wege. Zur Streu ist er nicht zu gebrauchen, ist dabei sogar hinderlich. Hat ein Landwirt größere Flächen mit Post, so läßt er ihn hin und wieder abhauen und auf den Buschhausen hinter dem Backofen fahren. Als „Baderbusch“ ist er noch eben zu gebrauchen. In manchen Gegenden wird er auch in die Betten gelegt. Hier hat er die schöne Aufgabe, die Flöhe zu vertreiben. Dem Raucher wird es ferner interessieren, daß man in Norwegen das Laub des Gagelstrauches unter den Rauchtabak mischt.

Der Post hat äußerlich viel Aehnlichkeit mit einer Myrte. Daher kommt es auch wohl, daß der Strauch im Volksmunde Deutsche- oder auch Heidemyrte heißt. Pinienartig stehen die Postbüsche beieinander. Oftmals erreichen sie eine Höhe von über 1 Meter. Jetzt wo Moor und Heide in einsamer Stille liegt, feiert der Gagelstrauch Hochzeit. Es ist kein lautes, aufdrängendes Feiern, das jedem auffällt, sondern die meisten Menschen gehen achtlos an den Post-Kolonien vorbei und sehen nicht die Tausende von Blüten, die das Ganze wie überjät bedecken. Sie spüren nichts von dem feinen Duft, der von den unscheinbaren gelblichen Blüten ausgeht. Nur selten findet man in der Hand der heimkehrenden Wanderer blühenden Post. Der Poststrauch hat nicht das liebliche Aussehen einer blühenden Weidengerte, sondern er ist die Herbeheit selbst. Und doch

geht von den männlichen 1—1,5 Zentimeter langen Aehren ein köstlicher Zauber aus. Im geschlossenen Zustand liegt ein roströter, purpurner Hauch, der noch in andere Farben überleitet, auf den Köhchen und ebenso reizend sieht die geschlossene Blüte aus. Die kleinen grünlichen Blüten mit den purpurnen Rändern und den goldigen Staubgefäßen, die bei der leisesten Berührung in erstaunlicher Menge den Blütenstaub austreuen, müssen ein farbenfreudiges Auge entzücken.

Unter allen Vorfrühlingsblüten ist mir der Postblütenstrauch am liebsten. Ich kann mich wohl an einem Weidenstrauch erfreuen, aber befriedigt hat er mich nie. Ein inneres Glücksgefühl, ein völliges Verstehen habe ich nur bei Betrachtung eines Büschels blühender Postpflanzen. Das Herbe, das Unnahbare, das dem Post eigen, ist wesensverwandt mit dem niederdeutschen schwerblütigen Charakter, und wohl deshalb löst der Strauch in meinem Herzen das Gefühl des Verbundenseins aus und darum muß im Vorfrühling in der Wale auf meinem Schreibtisch ein Strauß Postpflanzen sein. H. F.

„Sie lagen auf der Bärenhaut . . .“

Ein Beitrag zur Ehrenrettung unserer Vorfahren.

Von Friedrich Röhlert-Hamm.

Ein schönes Studentenlied, das Lied von den alten Deutschen, die am Ufer des Rheines saßen, auf der Bärenhaut lagen und immer noch eins tranken. Schön, aber gefährlich; ist es doch dazu angetan, einen Irrglauben zu verewigen, der ohnehin schon stark genug im deutschen Volke wurzelte und es seine eigenen Vorfahren in falschem Lichte sehen ließ.

Fragt man heute einen Deutschen, wie er sich das Leben und die Kultur unserer germanischen Vorfahren um die Zeit Christi oder noch früher vorstelle, so wird man, auch von Gebildeten, mit nur geringen Ausnahmen eine Antwort erhalten, wonach die alten Germanen Barbaren waren, die in ganz primitiven Hütten wohnten, von Jagd und Fischfang lebten, ihre Hauptaufgabe in Mettrinken und Würfelspielen erblickten und im übrigen jeder Kultur entbehrten. Man beruft sich dabei auf Tacitus, der ja in seiner „Germania“ Land und Volk der Deutschen genau so geschildert habe. Der aber ist keineswegs als einwandfreier Zeuge anzusehen.

Die prähistorische Wissenschaft hat in den letzten Jahrzehnten immer mehr gelernt, aus den Funden der Vorzeit den Kulturzustand jener Perioden mit einiger Sicherheit festzustellen. Die Möglichkeit dazu war um so größer, als wir aus Gräberfunden und Gelegenheitsfunden eine erfreulich große Anzahl geeigneter Gegenstände besitzen.

Der Periode des Gebrauches von Eisen für Waffen und Geräte, deren Anfang in Germanien etwa 200 Jahre vor Christus angelegt wird, ging eine Bronzezeit voraus, die wiederum etwa 5000 vor Christus der Steinzeit folgte. Lassen wir die Steinzeit unberücksichtigt, so zeigt uns die Bronzeperiode, daß schon damals, also Jahrtausende vor der Römerzeit, in Germanien eine hochentwickelte Kultur bestanden haben muß. Unsere Vorfahren müssen schon damals sesshaft gewesen sein und Ackerbau und Viehzucht betrieben haben. Davon zeugen uns die skandinavischen Felsenbilder mit Abbildungen pflügender Bauern, die Pflüge mit zwei Pferden bespannt. Gerade in Skandinavien und Dänemark sind viele wertvolle und für die Aufklärung wichtige Funde gemacht worden, und diese Funde haben für uns insofern besondere Bedeutung, als gewichtige Gründe dafür sprechen, daß Skandinavien die Urheimat des germanischen Stammes ist. Aus einer reichen Fülle von Funden der Bronzezeit aus Skandinavien, Dänemark und Deutschland wissen wir auch, daß man z. B. schon damals Wagen mit vier Rädern gefahren und gebraucht hat und zwar hochgeladene Wagen mit Speichenrädern. Wir wissen, daß die Frauen in jener Zeit Gewebe aus Wolle und Leinen mit verschiedenartigen und sehr gefälligen Mustern zu weben verstanden und diese mit Stidereien verzierten. Das Skelett eines neben seinem Herrn im Grabe beigelegten Pferdes ließ uns erkennen, wie seine Beschirung und sein Kopfschmuck gewesen sind. Besonders zahlreich aber und aufschlußgebend sind die Funde an Waffen, Zierraten und an Frauenschmuck, sowie an kleinen bronzenen Gerätschaften des täglichen Lebens, die den Männern und den Frauen mit in die Gräber gegeben worden waren. Und diese Waffen zeigen eine so prächtige künstlerische Arbeit, weisen so schöne Zierraten von erlesenem Geschmack auf, die Gerätschaften und Schmucksachen sind so zierlich gearbeitet, mit Mäandern, Spiralen und Bänderverwicklungen so reich und doch so geschmackvoll ausgestattet, daß sie unseren heutigen Goldschmieden sehr wohl zum Nutzen dienen können und vielfach auch schon gedient

haben. Trinkhörner mit Silberbeslag, goldene und silberne Trinkgefäße sind vereinzelt ebenfalls gefunden worden. Die bekanntesten „Luren“, eigenartig geformte dreitönige Hörner von besonderem Wohlklang, lassen den unabweisbaren Schluß zu, daß jene Zeit auch die Musik schon gekannt und gepflegt hat.

Ein Volk, das solche hervorragende Schöpfungen hervorbrachte, muß nicht nur für sesshaft sein, sondern auch ein wohlgeordnetes Staatswesen besitzen, in dem Handel und Gewerbe, vor allem das Handwerk der Waffenschmiede blühten. Auch gute und ausreichende Wegeverbindungen mußten vorhanden sein, auf denen die Rohprodukte (Erz usw.) den Verarbeitern, die fertigen Erzeugnisse den Verbrauchern zugeführt wurden. Es ist darum auch wohl nicht fehl, zu glauben daß die Römer die Wegeverbindungen neu angelegt hätten. Sie haben die Wege lediglich für ihre Zwecke ausgebaut, ebenso wie später Karl der Große und in neuerer Zeit, Napoleon.

In ganz Deutschland finden sich diese Spuren einer bronzezeitlichen Kultur und sie lassen in der Uebergangszeit zur Eisenzeit und in dieser selbst keinerlei Rückgang erkennbar werden, hören aber dann im westlichen Deutschland fast unmittelbar auf, während sie im übrigen Deutschland noch weiterhin festzustellen sind. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir diese Wenderung in Westdeutschland mit dem Auftreten der Römer in Zusammenhang bringen. Diese „Kulturbringer“, die den Germanen römische Besitzung aufzwingen wollten, haben durch ihre Kriege verwüstend gewirkt und die Jahrtausende alte germanische Kultur zerstört, wohin sie kamen.

Das Zeugnis des Tacitus spricht nur scheinbar dagegen. Man muß bedenken, daß er klar erkennbar nur das Germanien westlich der Weser kennt und schildert und daß es etwa fünfzig Jahre nach der Römerzeit war. Was vorher an Kultur in dieser Gegend vorhanden gewesen, war durch die Römer sicherlich mit Rumpf und Stumpf vernichtet worden. Mehr als zwanzig Jahre hatte die Römerherrschaft in Westdeutschland gedauert. Darius hatte den Krieg ins Land hineingetragen, das bis dahin nur wenig schicksalschwere Stammeskämpfe gekannt hatte. Tacitus machte das Land zwischen Ruhr und Lippe menschenleer, indem er, 8 v. Chr., 40 000 Sugambres heimtückisch ihrer Führer beraubte und auf das linke Rheinufer verpflanzte. Dann durchzog er das Land bis zur Elbe, freuz und quer, sengend und brennend, raubend und plündernd. Später kam Varus als Statthalter, der schon das reiche Syrien, sich selbst bereichernd, arm gemacht hatte. Da trat Armin als Ketter auf, rief das germanische Volk zur Einigkeit, und die lang unterdrückte Wut der Geknechteten fand ihre Befriedigung in der Vernichtung des Bedrückers Varus und seines ganzen Heeres. Frei war nur das germanische Land zwischen Weser und Rhein, aber durfte es dem errungenen Frieden trauen? Ausgelogen, ausgepreßt bis aufs Blut, war es bitterarm geworden, aber durften die Notleidenden wagen, ihre Felder wieder zu beackern, Vieh heranzuzüchten, Habe zu erwerben, die der Römer dann doch wieder an sich nahm, wenn er mit noch größerer Heeresmacht wiederkam? Und er kam wieder. Fünf Jahre nach der Varusschlacht überfiel Germanicus die ahnungs- und sorglosen Marsen in der Gegend der mittleren Ruhr, teilte sein Heer in vier keilförmige Haufen und verwüstete das Gebiet ringsumher 50 000 Schritt weit mit Feuer und Schwert. Im folgenden Jahre drang er noch weiter ins Innere vor, erst durchs Hessenland bis zur Fulda, dann die Ems hinauf bis in den Arnsberger Wald (Vergl. meine Schrift „Wo war die Varusschlacht?“ Dortmund 1925) und im Jahre 18 n. Chr. wiederum bis zur Weser. Er wurde zwar im Arnsberger Walde und an der Weser in mehreren Schlachten von Arminius blutig heimgeschickt, so daß die Römer von da ab sich nicht mehr in das rechtsrheinische Germanien hineinwagten, aber die Germanen mußten noch lange nachher, noch zehn, zwanzig, dreißig Jahre später in steter Furcht vor neuen römischen Ueberfällen leben.

Westdeutschland war entvölkert, seine Acker und Weidern verwüstet, verwuchert, die Bewohner völlig verarmt. Die materielle Kultur war den Bewohnern vernichtet, doch die sittliche Kultur hatten sie trotz allem bewahrt. So sah und schildert sie Tacitus. Er schrieb also wohl die Wahrheit, doch er verschwieg, daß die Armseligkeit Westgermaniens ebenfalls auf das Schuldkonto Roms zu schreiben war. In einer Zeit aber, in der man Tacitus und den anderen römischen Schriftstellern noch kritisch alles glaubte, entstand jenes Lied von den alten Deutschen, die „immer noch eins“ tranken. Heute wissen wir, daß damals unsere Vorfahren ein bitteres Los trugen, daß sie hart und schwer um ihr bloßes Dasein kämpfen mußten. Mühselig schlugen sie sich durch und hatten wahrlich keine Zeit, in dem Sinne, wie wir es heute verstehen, „auf der Bärenhaut“ zu liegen.